Das Gewehr.

Von Richard Smelai.

Daran erinnerte sich Michael Wohlmut, Gefreiter in einem bayerischen Infanterie-Regiment, noch oft, während der vielen Wochen und Monate, die er schon im Felde stand. Wie sie damals in der Heimathstadt den Befehl zum Aufbruch erhalten hatten und am hellen Vormittag zur Bahn marschirt waren. Und wie Freunde, Eltern und Liebste den Zug begleitet und Fähnlein und Blumen zum Abschied gebracht hatten.

Neben ihm war die Else Bürger, die Tochter des Kürschnermeisters, gegangen. Er hatte seinen Augen nicht trauen wollen, als er sie vor dem Kasernenthor gesehen. Und als sie dann richtig auf ihn zutrat und ihn begrüßte.

„Einen Freund kann man wohl ein Stück begleiten," hatte sie wie zur Entschuldigung gesagt.

„Ja, Else, Freunde sollen im Leben immer zusammen gehen," hatte er darauf erwidert und war stolz gewesen, wie klug seine Antwort ausgefallen war.

Und dann schritt sie neben ihm, die blonde Else, barhaupt, wie er es lieb hatte, in einem einfachen blauen Leinenkleid mit weißen Punkten übersät, aber ein schönes gewirktes Tüchlein über der Brust. Die Soldaten waren laut und übermüthig, sie hatten den Abschied zur Nacht gefeiert und die Stimmung hielt noch an. Da manche schwer an ihrer Bepackung trugen, nahmen ihnen Brüder oder Väter manchmal das Gewehr ab. Der Fähnrich vorne legte keinen Einspruch dagegen ein. Sie bildeten ja eine Marschkompagnie.

Nach einer Weile, während welcher sie recht schweigsam nebeneinander gegangen, wobei Else tüchtig große Schritte machen mußte, bat sie Michael, ob er sie nicht auch das Gewehr tragen lassen wolle. Er sah sie eine kurze Weile an, sie hatte den Blick erwartet und hielt ihn aus.

„Ich bin nicht müde, Else," sagte er darauf.

„Glaub dir schon, Michael, es ist auch nicht darum, aber ich möchte gern dein Gewehr tragen."

„Den Wunsch kann ich dir schon noch erfüllen, Else."

Und so schritt das blonde, hohe Mädchen, das Gewehr über der rechten Schulter, neben dem jungen Soldaten, der diese seltsame Wendung der Abschiedsstunde nicht ganz erfassen konnte. Sie blieben meist ernst, blickten nur manchmal einander an und fanden sich dann wieder in den gleichförmigen Marschschritt hinein. Fahnen schwenkten von den Häusern, die Fenster und Straßen waren mit Menschen besetzt, die die Ausziehenden grüßten. Die Soldaten winkten zurück und riefen laut. Nur die Beiden schauten nicht links, noch rechts. Und Michael war es, als wären sie zum erstenmal allein, inmitten der Menge.

Beim Bahnhof gab es noch einen Rummel. Viele Abschiedsworte wurden gesprochen, viele Händedrücke gewechselt. Eine Zeit lang standen sich Michael und Else am Bahnsteig gegenüber, dann wurde abgeblasen, die Soldaten mußten in den Zug steigen.

Sie drückten einander die Hände: „Behüt dich Gott!"

Noch lange stand sie auf dem gleichen Fleck, unbeweglich, die Haare glänzten in der Sonne, dann winkte sie mit der Hand, der Zug rollte fort.

Daran dachte Michael oft und oft. Er schrieb auch manchmal eine Karte, einen unbeholfenen Soldatengruß, für den er ein paar Dankesworte erhielt.

Eines aber war ihm besonders werth geworden, ein Ding, das er früher mit sich geführt wie ein Kleidungsstück, ohne sonderliche Gedanken, sein Gewehr. Und jetzt war ihm dieses Stück seiner Ausrüstung wie ein Freund; Else hatte es getragen, an jenem Morgen, da er zuerst erfahren, daß er ihr nicht gleichgültig gewesen.

Im Schützengraben mußte er es stundenlang vor sich halten, sein Gewehr mit dem blanken Lauf und dem lichtbraunen Holzschaft. Ganz am Ende beim Backenstück hatte er heimlich einen Namen eingeritzt: „Else". und über den Riemen glitt seine Hand liebkosend; er dachte an das blaue einfache Kleid mit den weißen Sternen und dem durchwirkten Schultertuch, das sie damals getragen. Während der Nacht wachte er manchmal auf und griff um sich, bis er das Gewehr faßte.

In der Kompagnie galt er als Träumer. Aber die Kameraden hatten ihn alle lieb gewonnen und wußten, daß sie sich auf ihn verlassen konnten. Nur daß er mehr schwieg, als redete. Während die anderen stundenlang erzählten, von den Eltern daheim und von ihrem Leben, von Liebschaften und Abenteuern, konnte man aus ihm nicht klug werden. Seine Eltern waren todt, das erfuhr man, und seine Schwester in einer großen Stadt verheirathet. Und er war Handwerker, ein Kunstschlosser in einem ausgedehnten Betrieb, und wohnte eingemiethet. Damit hatte er sich aber schon ausgegeben; von seiner Kindheit wußte er noch allerlei, aber was sollte er von Liebschaft berichten? Einer unter ihnen erinnerte ihn, daß ja ein schönes blondes Mädel sein Gewehr getragen, damals als sie vom Städtchen abgereist. Michael lächelte und ging nicht näher darauf ein.

Im Laufe der Zeit hatte sich die Abtheilung, bei der er sich befand, recht nahe an den Feind herangearbeitet. Sie hatten einen Graben inne, der längs einer Straße lief, unweit eines großen schloßartigen Gehöftes. Drüben war der Feind eingenistet. Das Gebäude umgab rings ein Obstgarten, der in voller Blüthe stand. Unter den Bäumen waren schöne Graswiesen gebreitet, Margueriten und Akelei ragten empor, und ein Gesumm von Bienen durchzog die Fläche.

Wenn die Schüsse manchmal für Minuten innehielten, hätte man diesen Garten für das friedlichste Idyll halten können. Dann aber krachte es mit größtem Getöse nieder, die Aeste der Blüthenbäume barsten unter den Artilleriegeschossen und fielen auf den Wiesenboden. Die Leute in den Schützengräben konnten den Vorgang genau beobachten. Sie erwarteten den Befehl zum Sturm. Nur ein einziger alter Apfelbaum stand vollständig aufrecht und streckte die Blüthenzweige weit in die Runde. Das Gebäude selbst hatte noch keinen Treffer erhalten.

Endlich hieß es, um sechs Uhr Abends werde angegriffen. Die Formation in den Gräben war schon gebildet, die Soldaten warteten ungeduldig auf das Zeichen. Michael stand ruhig inmitten der Linie. Er hatte die Wirkung des Feuers beobachtet und dachte an die niedergebrochenen Blüthenäste. Und als das Vorwärts gerufen wurde, sprang er als erster über die Böschung. Mit mehrmaligem Ducken und Feuern kamen die Schützen vorwärts. Als sie knapp vor dem Apfelbaum standen und gegen das Gebäude vordringen wollten, wurde von der linken Seite ein betäubendes Gerassel laut. Es waren Maschinengewehre, die in der Flanke aufgestellt sein mußten. Michael erhielt einen Schlag vor das Gesicht. Er stürzte zu Boden, neben ihm drei seiner Kameraden. Aber er richtete sich wieder auf.

„Zurück!" schrie die Stimme eines Offiziers. „Es ist unmöglich!" Er gehorchte. Aber sein Gewehr war ihm in das Gras gefallen, er bügte sich und nahm es mit.

Erst im Graben merkte Michael, daß er ein anderes Gewehr aufgerafft hatte. Es hatte nicht das Namenszeichen.

Drüben unter dem Apfelbaum mußte sein eigenes liegen. Wie ihm dies geschehen konnte? Er hatte seinen Besitz verloren, der ihn bisher beschützt hatte. War es nicht so? War es nicht ein Glücksding gewesen, das er mit sich getragen. Und nun lag es im Feindesgrund. Er hoffte, daß ein abermaliger Sturm unternommen werde. Doch ein Unteroffizier erklärte, daß der Feind unerwartet Verstärkung erhalten und an einen zweiten Angriff nicht zu denken sei, man müsse sich begnügen, die jetzige Stellung zu halten.

Michael sann. Er vergaß, daß er seinen Dienst zu thun habe. Er blickte wohl etwas über den Graben hinaus, aber eigentlich nicht nach dem Feinde er dachte an sein verlorenes Gewehr.

Nacht wars geworden und von drüben leuchtete still die Apfelblüthe. Nur manchmal zischten Geschosse durch die Luft. Der Feind zeigte seine Gegenwart an. Herüber beschränkte man sich auf wenige Gegenschüsse.

Michael erwachte. Warum sollte er sich sein Gewehr nicht holen? Es lag drüben unter dem Apfelbaum, da mußte es doch zu finden sein. Er sagte zu den Kameraden, sie sollten das Feuer einstellen, er wolle vor, erkunden.

Und damit war er über dem Graben. Er warf sich zu Boden. Man schoß nicht mehr. Auch von jenseits nicht. Aber Michael wunderte sich nicht darüber. Er machte noch einige Sprünge. Jetzt war er unter dem Apfelbaum. Er suchte liegend das Gras mit den Händen ab. Endlich faßte er einen Kolben. Es war sein Gewehr. Er drückte es leise an sich.

Dann horchte er in die Nachtstille. Ganz nahe vor sich beim Gebäude erkannte er Gestalten. Und er bemerkte, daß überall der Feind in Bewegung war: es wurden Anstalten zum Rückzug getroffen. Michael sah es deutlich.

Darauf sprang er über die Wiese zurück. Wieder waren einige Schüsse gefallen, aber ihn hatte man scheinbar nicht bemerkt. Er gelangte in den Graben. Sofort meldete er sich beim Kommando. Er könne beschwören, daß seine Beobachtung auf Richtigkeit beruhe: Der Feind ziehe sich drüben zurück. Der Hauptmann ließ sich durch anderweitige Einzelheiten, die zu dieser Thatsachen stimmten, überzeugen. Eine Umgehung des Feindes wurde eingeleitet. Um Mitternacht wurde der allgemeine Vormarsch befohlen. Das Unternehmen glückte vollständig. Am folgenden Morgen war man weit über das Gebäude hinaus und hatte fünfzehnhundert Gefangene gemacht.

Als Michael Wohlmut das Eiserne Kreuz von der Hand seines Kommandirenden angeheftet erhielt, erröthete er über den ganzen Kopf. Denn er wußte es allein, daß er keine Soldatenthat unternommen hatte, er war nur ein kleines, wenn auch gefahrvolles Stück gegangen auf dem Wege zu seiner Liebsten.

Beruhigend.

Gnädige: „Unerhört! Wie ich vor einer halben Stunde nach Hause komme, öffnet mir ein Soldat die Hausthür und giebt mir einen herzhaften Kuß!" —

Köchin: „Das macht nix, gnä' Frau, das war der Meinige — der hat Sie halt in der Dunkelheit für mich g'halt!"

„Auf Feldwache".

Von Paul Lingens.

Herbst.

Die hohen Kiefernkronen stöhnen im Regenwind. Die schlanken, rostrothen Stämme beugen und neigen sich wie Nehren, über die Sommers ein linder Luftrauch kämmt. Die geraden Birken müssen dem Wind ihr goldenes Haar lassen. Das wirbelt im großen Blätterfall mit in den Moder und in das hohe gebräunte und vergilbte Sumpfgras. Kohlmeisen laufen blitzschnell an den kleinen Tannenästen entlang, die zierlichen Körperchen mit dem Rücken nach unten gehängt. Der Buntspecht hämmert, daß es schallt. Ein pfiffiges Eichkätzchen putzt sich die Vorderpfoten, äugt schnell herunter — husch, ist es fort. Eine Elster wirbelt vorbei. Ueber alles rinnt und rieselt der Regen wie ein großes, leises Weinen um schwindende Schönheit, — darum, daß der Sommer ging. Aber dem Jüngling folgt der Mann, feurig, gluthvoll, in Früchten und Farben.

All die Schönheit des Abschiedskleides der Erde deckt uns nicht die rauhe Wirklichkeit. Baumstamm um Baumstamm mußte verbluten, Ast um Ast ist geknickt worden. Mächtige Wälle davon zusammengefügt, thürmen sich wie Cyklopenwerk, Schutzschild und Sandsack wurden eingebaut. Dahinter sitzt der Posten.

Und darüber hinweg pfeifen die Kugeln, zwitschern wie traute Vöglein — und die Granaten pflügen ihre verderbenbringende Furche in die weiße Luft. Und davor, im Sumpfgras der Waldlichtung tief vergraben, strecken sich weit und breit die Drahtverhaue, rostig schon von ihrem Alter. Und zur Linken verengt sich die Lichtung zur Schneise.

Der Wald stöhnt und ächzt überall gleich, ob nun tief drinnen bei den Russen oder bei den Posten, — hinter Blockhäusern mit Oefen und Schornstein, Pritsche und Tisch, Schutzwall und Knüppeldamm, — ob nun bei den Knüppeldämmen, die strahlenförmig zur Feldwache zusammenführen, — ob nur im Flüßchen hinter uns und in der Stellung. Den Rauch ihrer Unterstände sieht der, der nach Westen durch den sich lichtenden Wald späht. Ihre mächtigen Drahthindernisse liegen unheimlich dunkel wie ein spinnenartiges Thier, — träge und tückisch lauernd. Das Belfern eines Maschinengewehrs, eines nähern oder ferneren Postenschusses trägt der Wind zerrissen hinüber.

Musik.

Birkenblätter, goldgelb, zart wie Schaumgold. Ihr leiser Fall verwebt sich mit den Rinnen der Regentropfen zu einer wunderfeinen Melodie. Wenn ich einen Augenblick in der Dämmerung die Augen schließe, höre ich sie ganz deutlich: silberfein, wie ein Kinderstimmchen. Vergangene? — Als ich selber noch jung, ganz jung war und vom Erker in die Dämmerung hinabschaute, welche die Straße füllte. Leicht blitzten die Regentropfen auf dem spiegelglatten Stein im Licht der gelben Gaslaterne. Dann träumten wir von kommendem Christbaumglück. Zukunftige? — O, wie ich mich aus Noth und Kampf trotz meiner jungen Jahre in ein trautes Heim sehne, wo wir Kinder aufwuchsen. Denn — wer bleibt von uns und für wen stehen wir hier vor dem Feind Für wen frösteln wir hier im Regen und schlafen hart in der dumpfigen Blockhütte, die leicht im Sumpfboden schwankt?

Ein Brausen schwillt stark und stärker. Der Sturm zaust und rüttelt die dunklen Kronen. Die Wachtfeuer, an denen die Posten stehen, lodern hinter dem Wall und werfen Widerschein auf die Laufstege, auf die Sumpfpfützen zu ihren Seiten, auf blanken, wirren Stacheldraht und auf das Gebüsch, das am Tage so herbstlich flammte. Der Wind tost wie ein gewaltiger Orkan. Die Soldaten werden wie im Rausche der Töne zu Zyklopen, die Balken tragen, als seien es Streichhölzer. Groß stehen sie da in ihrer stummen Ausdauer, ihrer treuen Tapferkeit. — Und dann ist alles wieder ein Nichts gegen die Gewalt der Natur. Wir beten zu dem, vor dem diese Tage noch kein Augenblick sind, diese Stämme noch nicht einmal so bedeutend, wie uns das Sumpfgras.

Die Dämmerung fällt stärker, die Arbeit hat aufgehört. In den Unterständen brennt Licht. Da ist es wohlig warm. Der Ofen ballert und bullert, daß das Rohr glüht. Das Wasser im Kochgeschirr singt. Wieder eine andere Melodie.

Der Raum hier, in dem jeder Winkel ausgenutzt ist, der nur das Nothdürftigste enthält, wird weiter und lichter, zu einer Stube im polnischen Bauernhaus. Auch noch nieder und bescheiden. Aber der Raum weitet sich zur Unendlichkeit bei den Tönen, die wie reiche, lichte Perlenketten vom Flügel, von den weißen Tasten träufeln. Ein Kreis Offiziere um den Spieler. Die wundervollen Töne, die er dem Instrument entlockt, schwingen sich hoch, reißen alle mit und zuletzt bleibt in jedem Gesicht noch ein Hauch der Verklärung.

Schüsse knallen auf und peitschen die Nerven. Der Sturm heult ein Furioso. Und dann wieder Stille. Leiser Blätterfall verweht sich im Dunkeln mit dem Rinnen der Regentropfen zu einer wunderfeinen Melodie. Du hörst nur sie und vergißt auf Augenblicke, daß du hart vorm Feind stehst.

Mondnacht.

Zuweilen kann man den Krieg vergessen in der wilden Schönheit der Natur. Zuweilen auch gar den Herbst. Wenn der Himmel sich lichtet, im Westen das Abendroth in einem Stück klaren Aethers steht, wenn der Wind nachgelassen hat und eine Vollmondnacht über den Wald heraufzieht. Allmählich entschwinden die glühenden Farben der Büsche, das Gold des Birkenlaubes und das Brokat des Sumpfgrases. In ihnen allen fing sich das Abendroth. Die Schnepfe strich über die Schneise. Ein Flug Wildenten rauschte lärmend vorbei. Die Posten schossen danach, als sei lustige Jagd und nicht blutiger Krieg.

Das alles ist jetzt verstummt. Die rennende Nacht hat ihren weiten Mantel über die große Natur und das kleine Menschenwerk gebreitet. Geisterhaft leuchten die Birkenstämme, die vom Regen blank gespülten Laufstege. Das feuchte Holz schimmert matt. Der Kauz schreit. Schüsse knallen auf.

Mit einem Male sind die Wolken, die den Mond verhüllen, verschwunden. Tiefe Stille, — kein Schuß fällt mehr. Die Blätter säuseln leise. Alles hält den Athem an vor dem großen Wunder: Ueber die Lichtung baut sich, getragen von den lichten Birkenstämmen wie von zierlichen Säulen, und von den mächtigen Kiefern, ein unendliches, heiter blauendes, sterndiamantenflimmerndes Gewölbe. Der runde Mond schwebt als krönende Silber-Ampel darin. Es stützt sich auf die zierlichen Birkenkronen und mächtigen Kiefern wie auf Säulenkapitale. Der Grund aber ist flüssiges Silber. Sumpfgras und Pfütze, Nebel und welkes Laub: alles ist silberbeladen.

Und die Seele schwingt sich hinauf, wie die Taube im Graltempel, als wolle sie in den Frieden fliegen, der von dort oben herabschaut.

Ein Kauz kreischt im Busch. Oder war's ein häßlicher Nachtzwerg? ein Schwarzalb? — Der Wald schauert auf. Schüsse fallen, immer hitziger. Feuerschein blitzt von den Mündungen der Gewehre. Zwei dröhnende Explosionen von Granaten. Es ist wieder fahl und dunkel. Wolken ziehen wieder vor dem Monde.

„Tausend und eine Nacht".

Von Prof. F. von der Leyden.

Es waren im Laufe der Jahrhunderte viele Erzähler, die sich an Tausendundeiner Nacht versuchten und die Geschichten haben sich immer wieder an andere Kreise gewandt. Wir entdecken unter ihnen die Spuren der alten Dichter zur Zeit Muhammeds, die von den Fehden und Schlachten der Stämme und von Heldenthum und Liebe sangen. Aus der Wüste wanderte die arabische Erzählungskunst an den Hof der Omajaden zu Damaskus. Die berühmte, feierliche und wehmüthige Geschichte von der Messingstadt gehört in jene Tage. Von Damaskus verschob sich der Schwerpunkt des Reiches nach Bagdad an den Hof des Kalifen, diese Zeit findet in Tausendundeiner Nacht ihren Widerhall in den Geschichten, die auf Harun Al Raschid übertragen wurden und seine nicht sehr bedeutende Persönlichkeit erhöhten und erklärten. Von den anderen Städten des Reiches kommt für unsere Märchensammlung vor allem Kairo mit seinen reichen, ägyptischen Ueberlieferungen in Betracht, und für die Scharen, die sich in den Kaffeehäusern von Kairo und anderen Städten unterhalten möchten, sind die Erzählungen der späteren Fassungen von Tausendundeiner Nacht bestimmt.

Weil von Räubern und Helden, von Herrschern und Fürsten, von Handwerkern und Bürgern, von Kaufleuten und Sklaven in diesen Geschichten erzählt wurde, konnten sie allen Ständen des großen Reiches gefallen. Im Allgemeinen läßt sich bei ihnen wie bei den Dichtungen des abendländischen Mittelalters der Uebergang von der Heldensage zur höfischen Dichtung und von dieser zur volksthümlichen Dichtung beobachten.

Die Araber waren weniger Märchenerfinder als Märchenerzähler. Sie waren nicht in der Art schöpferisch wie die Inder, dafür sind sie in seltener Art märchenempfänglich, und ihre Gabe, zu beobachten und zu schildern, machte sie zu unvergleichlichen Märchenerzählern, sobald sie die Märchenstoffe besaßen. Wenn sie die Schönheit ihrer Frauen schildern und für jeden neuen Reiz einen neuen Vergleich oder einen neun Ausdruck des Entzückens finden, bis die Schöne in ihrer strahlenden Pracht vor uns steht, so fühlen wir uns selbst wie berauscht, und es funkelt und flimmert und sprüht auch vor unseren Augen. Und wenn uns die arabischen Märchen in die Paläste ihrer Herrscher führen, so entsteht auch vor uns deren ganzer märchenhafter Glanz, wir sehen ihre schlanken, unzähligen Säulen, die Gewölbe und Nischen, in denen das Licht sich zugleich mildert und vertieft, wir sehen den tausendfältig verschlungenen Schmuck der Wände und Decken mit seinen tiefgesättigten, wie aus unbekannten Tiefen hervorbringenden, wunderbar und sanft sich ablösenden Farben. An kühlen Abenden wandern wir mit dem Dichter durch die Gärten der Kalifen, die Springbrunnen verplätschern leise und melodisch ihr Wasser, im sanften Schein des Mondes singt die Nachtigall, und der leise Wind führt von den tausend Blumen und Blüthen tausendfachen Duft herüber.

Die Märchen geben ein Bild des arabischen Lebens aus sechs Jahrhunderten, und man meint oft, sie seien noch reicher und unerschöpflicher, als diese Jahrhunderte zusammen es gewesen sein könnten. Der gerechte Kalif und der seinen Launen blind gehorchende Despot, der getreue Vezier und der falsche, hinterlistige, ränkespinnende Hofmann, das Walten des Sultans als oberster Gerichtsherr, seine Entscheidungen und Rechtsprechungen unter den Parteien, die Kämpfe um den Glauben, das Treiben der Bürger auf dem Markt beim Sklavenhandel, bei dem lärmenden Tausch und Feilschen um die Kostbarkeiten und Lebensmittel, das Leben im Harem, und den öffentlichen Häusern der Lust, auf den Zügen der Karawanen durch die Wüste, auf den gefährlichsten und abenteuerreichen Fahrten durch das Meer, das Durcheinander von Christen, Juden, Feueranbetern und Gläubigen, das Treiben aller Handwerker, der Bäcker und der Schlächter, der Schuster und Schneider, der Fischer und Schiffer, der Lastträger und der Sklaven, alles ist geschildert und ausgeführt in immer neuen, immer farbenreichen Bildern mit unvergleichlicher Treue, verblüffender und kühner Natürlichkeit, bald in klaren, wenigen und scharfen Umrissen, bald breit ausladend und inmitten des lebenstollsten Gewirrs.

Eben weil aber der Strom dieses Lebens viel breiter, mächtiger und getragener fließt als im Indischen, giebt es eine ganz neue, überraschende Wirkung, wenn auch dieser Strom mitten durch die Wunderreiche des Märchens uns führt und wenn Verzauberungen und Verwandlungen, die tollsten Abenteuer, Geister und Dämonen in Ländern mit nie gesehenen Ungeheuern mit den Menschen, die uns so sehr gleichen, ihr verwirrendes belustigendes Spiel treiben.

Das Gelungenste bieten die Araber, wenn sie ganz eigene Erfindungen erzählen, und diese sind so bezeichnend, daß sie im Lande blieben und nicht wanderten. Wo hat ein Volk von sich selbst eine so liebenswürdige und köstliche Schilderung gegeben, wie die Araber in ihrer Geschichte vom schwatzhaften Barbier und seinen sieben Brüdern und von dem immer wieder getödteten und doch nicht todten Buckligen! Die anderen Geschichten aus Tausendundeiner Nacht, die uns als Repräsentanten der arabischen Märchenkunst gelten, und die sogar in unsere Volksmärchen eindrangen, haben die Araber von anderen Völkern übernommen und dann allerdings mit ihrem Geist und ihrer Kunst durchtränkt, die Geschichten von Aladdin und der Wunderlampe, die von Ali Baba und den vierzig Räubern, die vom Fischer und dem Geist, die vom sprechenden Baum und dem singenden Vogel, die von den neidischen Schwestern und die vom Prinzen Achmet und der Fee Paribanu.

Es bleibt die unvergängliche Bedeutung der Araber, daß sie die Märchen, die sie bei sich fanden und die sie von anderen Völkern übernahmen, mit ihrer Gabe der Erzählung zu ganz neuen Gebilden umschufen, deren schwelgerischer Reiz und deren verweilende und hingebend weiche, sinnenhafte Kunst uns immer von neuem entzückt. Wir möchten es nicht für einen Zufall halten, daß gerade die Franzosen die Kunst dem anderen Europa zeigten. Sie hatten das feinste Verständniß für die Grazie und Zärtlichkeit, für die Feinheit und Sinnenfreude und für die grotesken Ausmalungen gerade dieser Märchen.

Häusliche Tagesfragen.

Kinder-Manieren. — Dem Knaben sind sie schwerer beizubringen als dem Mädchen. — Dienstbotenmangel und ein Vorschlag zur Abhilfe. — Die Kunst, richtig zu essen.

Wenn man jemand aus guter Familie den Vorwurf macht, er habe „keine Manieren", so hat das auf dem Gebiet gesellschaftlicher Beurtheilung etwa die gleiche Bedeutung, als wenn man jemand auf dem moralischen Gebiet nachsagt, er habe silberne Löffel gestohlen. Deshalb thun wir gut, bei unseren Kindern früh nach dem Rechten zu sehen, daß sie mit guten Manieren in die Welt gehen; diese sind oft mehr werth, als ein vollgespickter Geldbeutel, mit dem dieser oder jener junge Protz ins Leben tritt.

Ganz schön gesagt: „man soll nach dem Rechten sehen!" Wie aber soll man's machen? — Bei Töchtern ist es schon leichter. Sie besitzen von Natur her einen beneidenswerthen Nachahmungstrieb. Nicht ohne Grund sprechen wir bei ihnen, wenn sie klein sind, viel häufiger als bei kleinen Jungen von „kleinen Aeffchen". Und wenn wir dem weiblichen Geschlecht auch in älteren Semestern häufiger den Vergleich aus dem Reich Darwinscher Theorien zubilligen, dürfte unbestritten sein. Noch einen anderen Grund gibt es, weshalb unsere Töchter leichter gute Manieren annehmen, als unsere Söhne. „Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte." Mit der Freiheit ist Ungebundenheit nahe verwandt; das merken wir oft bei unseren Söhnen, besonders wenn sie in der Maienblüthe ihrer Flegeljahre sich befinden; bei unseren Töchtern bemerken wir um die gleiche Zeit leicht ein Uebermaß von Manieren und Geziertheit, die man kurz und treffend als „Affigkeit" bezeichnen kann. — Das Weib strebt nach Sitte: gute Manieren sind aber ein Theil guter Sitte: sie sind zweifellos der am meisten augenfällige Theil.

Die Grazien, die unsterblich sind, wie alle Götter, haben bei ihrem Gang durch die Bildungsgeschichte der Menschheit diese Manieren geschaffen und umgebildet je nach Zeit, Umständen und Bedürfnissen der jeweiligen Generation. Oft sind sie leider mißverstanden, weil der Sinn, mit dem man sie beachten muß, nicht zartfühlend genug war; dann kamen jene Mißbildungen in Mode und Sitte, die uns solche Zeiten unausstehlich machen. Verstand man aber die Grazien recht und sinnig, dann waren es Zeiten, wo Schönheit und Anmuth auf allen Wegen wandelten. Da Grazien, da weibliche Wesen, die Schöpferinnen und Befolgerinnen schöner Sitte und gute Manieren sind, deshalb sind die jungen, heranwachsenden weiblichen Wesen besser daran, als die männlichen, sie brauchen nur auf ihre Schwester in Olymp zu lauschen und zu schauen, um kraft ihres Nachahmungstriebes sich anzueignen, was ihnen gut zu Gesicht steht. Wohl den Töchtern nun, die eine Mutter haben, an deren Wiege die Grazien gesessen, und die mit feinem Sinn alles gethan hat, um von der Wiege her jene Göttinnen als treue Genossinnen festzuhalten. Wehe Dir aber, Du armer Ehemann, wenn Du Dich vergriffen und wenn Du in blinder Liebe eine von den Grazien niemals begünstigte Ehegenossin erwischt hast, einen Küchendragoner von männlicher Wucht, oder einen Putzteufel mit Hang zu Schürze, Schrupper und Besen. Da wird es den Kindern nicht allzu leicht werden, sich liebenswürdiges Benehmen anzueignen.

Die Eltern sind nicht selten, die klagen, daß sie nichts von ihrer erwachsenen Tochter haben. Warum schaffen sie ihr nicht im eigenen Hause die auswärts gesuchte Stellung und den in allen Tonarten gepriesenen Erwerb? Laßt doch dort, wo so schwer Dienstboten zu bekommen sind, den Dienstboten gehen; übergebt dem Tochterchen die ganz bestimmten Pflichten desselben und ebenso dessen bestimmtes Einkommen. Gebt dem nach Selbstständigkeit strebenden Mädchen das befriedigende Bewußtsein: „Ich stehe eigentlich auf eigenen Füßen und bin doch das Licht und der Schmuck meines Elternhauses. Denn ich verbreite in ihm Behagen und Gemüthlichkeit." Müßten nicht Eltern und Tochter sich dabei wohlfühlen?"

Aber, ruft man entsetzt, unsere Tochter soll Dienstmädchen sein? Nicht sein; sondern nur die Arbeit eines solchen erfüllen. Vorausgesetzt, daß nicht Neigungen und Talente einen anderen Weg weisen, kann man einen wirklichen beachtenswerthen Grund gegen diese Stellung der Haustochter nicht einwenden. Sie ist und bleibt ihrer Eltern Kind, ob sie die höhere Schule besucht oder die Küche verwaltet. Es handelt sich also nur um die Arbeit selbst. Diese aber ist bei den Erleichterungen der Neuzeit keine so schwere Aufgabe mehr. Wer stundenlang radeln, Tennis spielen, oder anderen Sport treiben kann, ist auch den Anstrengungen des Haushalts gewachsen. Im Gegentheil, man unterschätzt gewöhnlich den gesundheitfördernden Einfluß einer rührigen, häuslichen Thätigkeit. Das werden alle zugeben, die es erprobt haben. Was also Mutter und Tochter von solch einer Einrichtung des Haushalts abhält, ist nichts, als die moderne Verachtung der körperlichen Arbeit in Stube, in Küche. Unsere Zeit befindet sich dabei in einem seltsamen Widerspruch. Sie klagt über den Mangel an Kräften für die körperliche Arbeit; redet jammernd von dem geistigen Proletariat in den Berufszweigen der Männer, und strebt dennoch danach, ein ebensolches geistiges Proletariat von Frauen zu schaffen. Warum? Weil sie die häusliche Arbeit der Frauen verachtet.

* * *

Das körperliche Genießen ist bei den Menschen gewöhnlich nicht allzu stark oder wenigstens nicht stark genug ausgebildet. Es gibt nur wenige Leute, die sicheres Gefühl dafür haben, was für ihren Körper gut ist, und was ihm schaden könnte. Namentlich, wenn man in Bezug auf das Essen und Trinken von einer Kunst, richtig zu essen spricht. Für die Kennzeichnung der guten Art zu essen, gibt bereits die Bibel eine Anweisung in dem Satze: „In dem Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen." Die richtige Vorbereitung für eine Mahlzeit ist vorausgegangene Arbeit mit darauffolgender Ruhe. Die Arbeit ist notwendig, darf aber nicht zu Uebermüdung oder gar Erschöpfung führen, weil dann die Eßlust in der Regel verschwindet oder doch die Verdauung verlangsamt wird.

Zur Mahlzeit selbst soll man sich außerdem Ruhe und Zeit gonnen. Während des Essens soll man weder an seine Beschäftigung noch an ernste oder gar traurige Dinge denken, sondern das Essen als Hauptarbeit betrachten und ihm volle Aufmerksamkeit zuwenden, obgleich nicht zu verkennen ist, daß angenehme Gesellschaft und leichte heitere Gespräche zur Erhöhung des Genusses der Mahlzeit beitragen.

Seit einiger Zeit wissen wir, daß die Gehirnthätigkeit überhaupt von mächtigem Einfluß auf die Verdauung ist. Schwere Sorgen können nicht nur den Appetit rauben, sondern unter Umständen auch geradezu Verdauungsstörungen hervorrufen. Andererseits geht die Mitwirkung des Gehirns daraus hervor, daß schon der Anblick von Leckerbissen eine Ausscheidung von Magensaft hervorruft. Daraus ergibt sich, daß auch das Aeußere der Speisen, die Art der Anrichtung, die Gefäße, in denen sie aufgetragen werden u. s. w., von einiger Bedeutung für die Bekömmlichkeit der Mahlzeiten sind.

Oft schon ist ferner darauf hingewiesen worden, daß man jede Speise gründlich kauen muß, weil die Verdauung einmal durch die Zerkleinerung, dann aber auch durch die Beimischung von Speichel erleichtert wird. Wasser sollte ein steter Begleiter jeder Mahlzeit sein, da es den Appetit verstärkt, den Genuß von Speisen erhöht und außerdem eine Sicherheit dagegen bietet, daß man einen Bissen zu heiß verschluckt. Nach dem Essen muß dann ein wenig Ruhe eintreten, ehe man wieder zur Arbeit schreitet.

Das zu schnelle Essen ist wohl der meistverbreitete Fehler. Die Folgen ergeben sich daraus, daß die Speisen nicht genügend gekaut und dadurch schwer verdaulich werden. Daraus entstehen viele Störungen des Magens und des Darms. Auch die Möglichkeit, daß infolge der großen Hast Speisen oder Getränke zu heiß oder zu kalt genossen werden, kommt hier in Betracht.

Wettermacher.

Ein butterwinzig kleiner Engel zupft schüchtern an dem Mantel des Himmelspförtners. Der schaut, unwirsch über die Störung, von dem Eingangsjournal auf, in das er gerad' die heut' aufgenommenen Seelen einträgt, und fragt ziemlich mißgestimmt über die Brille hinweg: „Knirpserl, was willst Du denn? — „Du" — antwortet der Kleine — „Du sollst zum Herrn kommen!" — Sankt Petrus brummt etwas wie: „Keinen Augenblick hat man seine Ruh'!" Dann spritzt er die Feder auf eine gesprenkelte Wolke aus, erhebt sich und leistet dem Ruf Folge. — „Du, mein Lieber" — meint der Herr gütig — „was ist denn das mit Deiner Wettermacherei eigentlich? Immer mehr Klagen und Beschwerden von den Menschen kommen in Einlauf. Kein einziger ist zufrieden. Kannst Du's ihnen denn gar nicht mehr recht machen?"

„Denen 'was recht machen?!" poltert der Himmelspförtner zornig heraus. Weil aber der Herr mit freundlichem Lächeln den Finger mahnend erhebt, beruhigt er sich rasch wieder und sagt nur noch: „Ich möcht' doch schon gehorsamst bitten . . ."

„Was?" meint der Herr und betrachtet ihn wohlwollend.

Der Gefragte hat einen plötzlichen Einfall. Er schmunzelt ein klein wenig boshaft. „Ich möcht' gehorsamst bitten, daß ich eine gemischte Kommission von dem Volk da drunten einberufen und mit ihr das Wetter für den nächsten Monat festsetzen darf!"

„Schliffel!" antwortet der Herr gut gelaunt. „Was hast Du da wieder vor?" Dann nickt er mit freundlicher Gewährung und sagt: „Ist recht! Thu's!"

Sankt Petrus ruft die gemischte Kommission ein und läßt jeden und jede ihre Anträge stellen.

„Ich möcht' ein herbes, rauhes, reines Winterwetter mit einem tüchtigen Schneegestöber haben!" sagt ein kräftiger, abgehärteter Mann. „Da ist mir immer am wohlsten dabei!" — „Wenn ich um warmes, sonniges Frühlingslächeln mit möglichst viel Veilchenduft bitten dürfte!" lispelt eine arg verliebte, sanfte, junge Maid ziemlich verlegen.

„Und" — setzte ein Dichter hinzu — „Zephirwehen, Primeln, Knospenspringen . . ."

„Unsinn" — brummt ein Verärgerter, dem in letzter Zeit verschiedenes schief gegangen ist — „ein Hagelschauer mit pfeifendem Sturm und Donner und Blitz, daß alles zittert . . . das wär' gerad' so 'was für meine Stimmung!"

„Nein, nein" — seufzt ein Melancholiker — „mir wär' so ein trüber, milder, sanfter Thränenregentag das sympathischste!"

„Könnt' mir einfallen!" ruft ein Sanguiniker laut dazwischen. „Hitze! Julihitze, die das Blut in Wallung bringt . . . das ist's, was ich brauche." Und so ging es im Kreise herum. Jeder und jede hatte einen anderen Wunsch. Die Gegensätze platzten fortgesetzt gewaltig aufeinander.

„Gut!" sagte Petrus, der genau mitgeschrieben hatte. „Ich will Eure sämmtlichen Wünsche an allerhöchster Stelle vortragen und sehen, was sich für Euch thun läßt!"

Wie der Herr das Protokoll las, lächelte er und klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter. „Ich verstehe Dich!" sagte er. „Es ist ihnen wirklich auf die Dauer nicht allen recht zu machen. Darum mach' Du es nur auch in Zukunft nach Deinem besten Wissen wie bisher! Aber, was wir ihnen zugesagt, das wollen wir auch halten: Einen Monat im Jahr sollen sie alle miteinander ihren Willen haben!"

Und so ward der April.

Eine Glanznummer.

Schauspieler: „Gestern Abend hatte ich das Pech, auf der Bühne einen Fehltritt zu thun und kopfüber in den Zuschauerraum zu stürzen!"

Freund: „Und das Publikum?"

Schauspieler: „Das war zum Glück der Meinung, dieser Salto mortale gehöre zu meiner Rolle . . . und da hab' ich ihn sogar auf allgemeines Verlangen zweimal wiederholen müssen."